

# «Ich hatte noch keine Zeit, Bilanz zu ziehen»

Im Gespräch mit Heiko Haumann

David Aragai

*Heiko Haumann ist seit 1991 Professor für Osteuropäische und Neuere Allgemeine Geschichte und einer der Vorsteher des Historischen Seminars. Er wird diesen Sommer emeritiert. Im Gespräch mit Déjà-vu sprach er über seine Karriere, Zukunftspläne und die aktuelle Uni-Politik.*

*Historiker-Kollege Christoph Mörgeli hat in der aktuellen Weltwoche zum Angriff auf die vielen deutschen Professoren an Schweizer Unis geblasen ...*

... und viele Zürcher Professorinnen und Professoren haben auf die Kampagne der SVP damit geantwortet, dass sie der SVP rassistisches Denken vorwarfen. Daraufhin konterte die SVP mit einem halbseitigen Zeitungsinserat «Sind die Deutschen eine Rasse?» und griff weiter den angeblichen deutschen Filz an den Universitäten an. Diese Verkehrung der Argumentation ist unsäglich. Man muss die SVP fragen, warum sie denn nicht für eine bessere Bildungs- und insbesondere Nachwuchspolitik im Wissenschaftsbereich gesorgt hat. Es ist doch kein Zufall, dass bei Berufungsverfahren der Anteil von schweizerischen Bewerberinnen und Bewerbern in der Regel sehr gering ist.

*Kommen wir doch vor der aktuellen Uni-Politik auf ihre persönliche Karriere zu sprechen. Weshalb sind Sie Historiker geworden?*

Ich habe 1964 in Marburg angefangen, Geschichte zu studieren. Es war auch in der Schule schon mein Lieblingsfach. Daneben habe ich Politikwissenschaft, Soziologie und Pädagogik belegt. Als ich mein erstes Proseminar in Geschichte besuchen wollte, sassen etwa zwei- bis dreihundert Leute im Raum, und ich konnte den Dozenten vorne kaum erkennen. Ich bin gleich wieder weggegangen und habe nach einem angenehmeren Rahmen gesucht. Diesen habe ich im Seminar für osteuropäische Geschichte gefunden, wo der Kreis der Teilnehmerinnen und Teilnehmer kleiner war. Die Osteuropäische Geschichte lag mir ohnehin nahe, weil ich in der Abiturprüfung Lenin und die frühsowjetische Politik als Thema hatte. Dabei bin ich geblieben. Geschichte – und insbesondere die Geschichte Osteuropas – fasziniert mich bis heute.

*Wurde man in den 60er-Jahren als Student der osteuropäischen Geschichte in Westdeutschland nicht automatisch in eine linke Ecke gestellt?*

Doch, schon. Die Osteuropäische Geschichte war für viele Studierende auch deshalb attraktiv, weil man dort etwas über den Sozialismus und seine Geschichte erfahren konnte, obwohl die Professoren damals meistens streng antikommunistisch eingestellt waren. Ich habe mich auch in der Uni-Politik engagiert. So galt ich schnell als „links“, und das hat bei Bewerbungen durchaus eine Rolle gespielt. Mir wurde auch angelastet, dass ich mit meinem Professor in der Osteuropäischen Geschichte einen Konflikt hatte und dann nicht mehr bei ihm, sondern in Politikwissenschaft promoviert habe. Trotzdem habe ich dann 1990 gleich zwei „Rufe“ erhalten, nämlich nach Bielefeld und nach Basel.

*Warum haben Sie sich für Basel entschieden?*

Ich kannte Basel bereits von Lehraufträgen her. Obwohl Bielefeld damals für Historiker ein Mekka war und ich dort ein reguläres Ordinariat, im Gegensatz zu einem Extraordinariat in Basel, hätte antreten können, habe ich mich wegen des Arbeitsklimas für Basel entschieden. Ich hatte den Eindruck, dass man hier in erster Linie auf den Menschen achtete und nicht darauf, ob man jedes Jahr einmal in Harvard war. Man ging hier anders miteinander um.

*Ist das während ihrer Jahre hier so geblieben?*

Das hat sich im Laufe der Zeit sicher verändert. Die Auswirkungen der Universitätsreform, der Sparrunden und des Bologna-Systems sind auch am Historischen Seminar nicht spurlos vorüber gegangen. Trotzdem, denke ich, herrscht hier im Vergleich mit anderen Unis immer noch ein angenehmes Klima. Ich fühle mich nach wie vor an der Universität Basel und speziell am Historischen Seminar wohl.

*Zurück zu ihrer Arbeit. Was waren die Schwerpunkte ihrer Arbeit hier in Basel?*

Mit meiner Stelle wurde zum ersten Mal eine feste Professur für Osteuropäische Geschichte an der Universität Basel eingerichtet. Mein Ziel war es, ein unverwechselbares Profil für den Lehrstuhl zu entwickeln. Das ist meiner Meinung nach auch gelungen, nicht zuletzt weil wir in diesen fast zwanzig Jahren ausgezeichnete Teams hatten. Schwerpunkte in Lehre und Forschung waren von Anfang an die Geschichte Russlands und Polens sowie die Geschichte der Juden in Osteuropa. Ein ständiger Lehrauftrag bezog sich auf Südosteuropa. Später kamen dann durch meine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter die Geschichte Ungarns, Zentralasiens und des Kaukasus hinzu – in vielerlei Hinsicht weiße Flecken auf der Landkarte der Historiker. Ein weiteres wichtiges Projekt betraf die Geschichte der Roma. Grenzüberschreitende Kulturen, die nicht an einen Staat oder an ein festes Territorium gebunden waren, haben uns immer besonders interessiert. Wir haben transnational und transkulturell gearbeitet, bevor es diese Begriffe gab. Ebenso haben wir an Bildern von Osteuropa angeknüpft, wie sie beispielsweise oft in den Medien verbreitet werden: Osteuropa sei rückständig, barbarisch und von Gewalt gekennzeichnet. Ein entscheidender Kern des Profils war (und ist) – ohne dass wir das zum Dogma erhoben haben – der gemeinsame Zugang zu unseren Themen: Wir gehen von einzelnen Menschen, ihren Lebenswelten und ihren Erinnerungen aus und erschließen auf diese Weise auch Strukturen. Das erleichtert nicht zuletzt die Vermittlung unserer Forschungen. Ich will weitergeben, wie faszinierend Geschichte ist. Es geht mir auch darum, die Studierenden zum selbständigen Arbeiten zu bringen. Sie sollen ihre eigenen Ideen einbringen und die Lehrveranstaltungen mitgestalten. Um dies alles zu fördern, bieten wir immer wieder spezielle Projekte an, etwa Buchproduktionen, Ausstellungen, Exkursionen, Studientage und Forschungspraktika.

Vielleicht sollte ich als eine Besonderheit des Lehrstuhlprofils noch erwähnen, dass wir immer auch Regionalgeschichte betrieben haben: mit Themen zu den Beziehungen zwischen Osteuropa und der Region Basel oder der Schweiz allgemein sowie zur Geschichte Basels selbst oder der Juden am Oberrhein.

*Wie bewerten Sie den Erfolg?*

Ich habe über meine Tätigkeit hier in Basel noch keine Bilanz gezogen, dazu hatte ich überhaupt noch keine Zeit. Insgesamt bin ich aber sehr zufrieden. Wir haben am Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte ein gutes Angebot. Die enge Zusammenarbeit mit dem Slavischen Seminar im Fachbereich Osteuropa und mit dem Institut für Jüdische Studien erhöht die Attraktivität. Natürlich gab es über die Jahre gesehen auch Rückschläge. So wurden einige Forschungsprojekte nicht bewilligt, und auch in anderen Bereichen – etwa beim Schwerpunkt Jüdische Studien – haben sich meine Erwartungen nicht immer erfüllt. Die gute Resonanz, die

wir haben, wird aber etwa im «Freundes- und Förderkreis Osteuropa» – als Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit –, in der Tätigkeit einiger Stiftungen, in einigen Buchreihen, in unserem breiten Kooperationsnetzwerk oder in der gewachsenen Aufmerksamkeit für Osteuropa in den Basler Medien sichtbar. Das neue Kompetenzzentrum für Kulturelle Topographien Europas in unserer Fakultät hat einen Schwerpunkt auf Osteuropa gelegt. Über das Interesse von Studierenden kann ich mich nicht beklagen. Ja, ich bewerte die Geschichte des Lehrstuhls für Osteuropäische Geschichte als erfolgreich. *Und wie läuft es bei Ihnen persönlich nach der Emeritierung weiter?*

Zuerst kommt jetzt das letzte Semester. Ich habe die Themen meiner Vorlesungen so gelegt, dass sie eine Retrospektive meiner Arbeit darstellen. Meine Abschlussvorlesung findet dann im Mai statt. Auf die Zeit nachher freue ich mich aber sehr, da ich an angefangenen Projekte und Ideen weiterarbeiten kann. Als Seminarvorsteher brauche ich seit der Bologna-reform etwa 60 % der Arbeitszeit für administrative Aufgaben. Es bleibt kaum noch Zeit für eigene Forschung. Dies wird sich im Sommer wieder ändern.

*Wie ist Ihr Verhältnis zu den Studenten in Basel?*

Ich schätze den offenen und direkten Umgang zwischen Studierenden und Dozierenden hier in Basel. In den Sprechstunden kann man Kritik aussprechen oder Fragen und Probleme mit dem Dozenten erörtern. Es geht auch um gegenseitiges Vertrauen. Das gefällt mir sehr. So etwas wäre in meiner Studienzeit nicht möglich gewesen.

*Und die Studentenproteste?*

Es hat mich sehr gefreut, dass die Studierenden endlich ihre Kritik öffentlich gemacht haben, und ich hoffe, dass dies weitergeht. Ich habe auch die Solidaritätserklärung unterschrieben. Die Bologna-Reform hat – bei allen guten Ergebnissen wie dem Osteuropa-Studiengang oder dem Modul «Archive, Medien, Theorien» im Studienfach Geschichte – ihre zentralen Ziele Transparenz und Förderung der Mobilität nur unvollkommen erfüllt. Stattdessen gibt es eine Vielzahl von detaillierten Reglementen, die kaum noch jemand überblickt. Eine Bürokratisierungstendenz ist unübersehbar. Auch am Vorwurf der Ökonomisierung des Studiums ist etwas dran. Das Interesse an Inhalten steht nicht mehr unbedingt an vorderster Stelle, sondern häufig die Jagd nach Kreditpunkten. Entsprechend wichtig ist die Kontrolle geworden, etwa durch Präsenzlisten und Vorlesungsprüfungen. Hier trete ich für Änderungen ein. Ich betrachte Studierende als eigenverantwortliche erwachsene Personen. Für problematisch halte ich auch die Normierung der studentischen Arbeitszeit durch Kreditpunkte: ein Kreditpunkt ist 30 Arbeitsstunden wert. Jeder Mensch arbeitet doch anders! Ebenso sollte nach meiner Meinung die Frage der Autonomie neu gestellt werden. Als in den 1990er Jahren die Universitätsreform begann, war die Stärkung der Autonomie der Universität bis hinunter zu den kleinsten Einheiten erklärtes Ziel. Heute haben wir indessen eine deutliche Zentralisierung. Die Mitbestimmungsmöglichkeiten sind teilweise schleichend ausgehöhlt worden. Auch unsere Seminarkonferenz hat beispielsweise an tatsächlichen Entscheidungskompetenzen verloren.

*Das Thema dieses Déjà-vu-Heftes ist «Der/die Historiker/in». Wie sieht für Sie die Rolle des Historikers in der Gesellschaft aus?*

Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass Historiker eine wichtige Rolle bei der Konstruktion von Gründungsmythen in den Nationalbewegungen des 19. Jahrhunderts spielten. Ein anderes Beispiel ist die «Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg», die «Bergier-Kommission», die mit ihrer Arbeit den Blick auf die Geschichte der Schweiz verändert hat. Geschichte ist ein entscheidender Teil der Identität jedes Menschen. Deshalb kommt den Historikerinnen und Historikern eine wesentliche gesellschaftliche Funktion zu. Ich trete

nachdrücklich dafür ein, dass sie in der Öffentlichkeit Stellung beziehen und mit ihrer Arbeit zu einem offenen, kritischen und differenzierten Umgang mit der Vergangenheit beitragen.

*Schlussfrage: Lernt der Mensch aus der Geschichte?*

Die Geschichte gibt keine fertigen Gebrauchsanweisungen für das Verhalten in der Gegenwart. Ich glaube jedoch, dass die Beschäftigung mit dem Handeln der Menschen in der Vergangenheit, mit Handlungsspielräumen, Alternativen und Möglichkeiten, das Hineindenken in damalige Situationen, der Nachvollzug von Entscheidungen – sozusagen ein „Probearbeiten“ – unsere Fähigkeiten zur Beurteilung von Problemen erweitert und unser Bewusstsein für das eigene Denken und Verhalten in heutigen Situationen schärft.

